

# Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 60.

Mittwoch, 1. März

1933.

## Der falsche Herzog

Roman von Erica Grupe-Lörcher

19. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

„Balthasar! — du wirst dich zu einem Revolutionär entwickeln, — du, ein künftiger Herzog von Altamira!“

Er schlug ein plötzliches Lachen auf, das nicht spöttisch, das nicht befreiend, sondern das nur unbändig wild erklang.

„Ich weiß noch nicht, zu was ich mich entwickeln werde, Milagro. Nur das eine fühle ich deutlich: ich werde etwas tun, was all dieser fatten Tradition ins Gesicht schlägt. Was alle diese dekadenten, vornehmen Sennoritos und Dons nicht tun würden. Oh, ich kann sie nicht ausstehen — —.“

Jetzt wandte sie sich wie unter einem Entschluß zu ihm herum und legte ihre Hand auf die seine: „Balthasar, was ist dir heute? Ich fühle deine unterdrückte Erregung. Sprich dich aus bei mir! Kann ich dir helfen, sag es — —.“

Er sah sie an mit einem unergründlichen Blick. In seinen sprühenden, dunklen Augen tanzten allerlei Lichter. Sie ahnte, wie Zorn, Mut, Schmerz, vielleicht auch ein leidenschaftliches Bedürfnis, sich wirklich auszusprechen zu können, gleich einem Orkan in ihm tobten. Sein Temperament, seine Leidenschaftlichkeit konnte sich schon in seiner Knabenzeit bis zur Wildheit steigern.

„Ja, du — — könntest mir helfen, Milagro!“ sagte er nach einer Weile.

Er strich einmal mit einer Weicheit, die man ihm kaum zutraute, über ihr Hand, gab sie frei und erhob sich, als jage ihn die innere Unruhe wieder empor. „Ich habe vorhin durch Zufall ein Gespräch gehört, das sich mit mir beschäftigte. Zwischen einem Herrn der Sevillaner Adelsgesellschaft und einem Herrn, scheinbar aus der unmittelbaren Umgebung des Königs vom Madrider Hofe, der eingetroffen ist — —.“

Plötzlich brach er ab. Mit einer jähen Bewegung wandte er den Kopf den Flügeltüren zu. Er hatte vorhin beim Eintritt diese absichtlich etwas offen gelassen, um übersehen zu können, wenn jemand das Nebenzimmer betrat.

Der Majordomus des Hauses, der betagte Befehlshaber der Dienerschaft, erschien mit zwei jüngeren Bedienten. Auf zwei großen Tablets trugen sie zu Pyramiden geschichtete Kerzen herein. Man beeinträchtigte nicht die Stille dieses fast orientalisches anmutenden Festsaales durch moderne Glühbirnen. Wie seit Jahrhunderten ließen auch heuer Hunderte von Kerzen ihr sanftverschimmendes Licht über die illustre Gesellschaft gleiten, die sich hier am Feiertage versammelte.

„Man wird uns jetzt hier stören, und ich kann hier die letzten Vorbereitungen der Dienerschaft nicht abwehren. Ist es dir lieb, so geleite ich dich in ein anderes Zimmer. Es liegt mir daran, mich noch mit dir unter vier Augen auszusprechen zu dürfen.“

Er wählte hierzu ein Gemach, das, zur Rechten des Treppenhauses liegend, nur einen Zugang besaß und vor unbefugten Lauschern Sicherheit bot. Da es nicht

eben groß war, stand die Höhe der auch hier spitzbogig sich hebenden, köstlich reichen Holzdecke in keinem rechten Verhältnis. Auch hier waren die Wände fast bedeckt durch zwei weitere lebensgroße Gemälde, welches die Kusine des verstorbenen Herzogs, Eugenie, zuerst als schlichte, andalusische Komtesse Montiju de Guzman, dann als Kaiserin der Franzosen, darstellten. Das Mobiliar war auch hier in dem schweren dunklen gebeizten Holze, wie es mit einem fast überreichen Schnitzwerk seit dem Mittelalter in den reichen spanischen Häusern beliebt war.

Er schob ihr einen hohen, geschnittenen Sessel herbei: „Komm, meine Liebe, das ist der richtige Confessionario (Beichtstuhl). Nun höre: als wir vorhin an dem hübschen Zelthause abstiegen, das unser Klub an der Feststraße hat aufstellen lassen, fing ich an dem Vorhang zum Erfrischungsbüfett Brocken einer Unterhaltung auf. Beide Herren ahnten nicht, daß auch ich inzwischen abgegessen sei. Man sei im Begriffe, neue „Pagen“ zu suchen. Du weißt, es ist seit Jahrhunderten Gepflogenheit, daß der König in jeder Stadt des Landes, die er besucht, Söhne aus Adelsfamilien zu „Pagen“ hat. Sie verweilen in einer Tracht aus der Zeit Philipps II. während der Dauer seines Aufenthaltes in seiner unmittelbaren Umgebung und leisten ihm vorgeschriebene Dienste.“

„Ich weiß. Es wäre am Platze, auch dich bald dazu zu wählen, nachdem auch dein Vater in seiner Jugend — —.“

„Ja. Der Herr vom Hofe aus Madrid schien meinen Namen auf seiner Liste zu haben. Aber der andere, ein Sevillaner Adelige, sagte nur spöttisch: man könne doch Seiner Majestät nicht zumuten, Don Balthasar um sich zu sehen! Denn Don Balthasar besäße in seinen Gesichtszügen einen Einschlug von Nestizentum, und das wäre geeignet, seine Majestät ständig an den unglücklichen Verlust unserer herrlichen Kolonie, den Philippinen, zu erinnern!“

Milagro senkte den Kopf. War es Trauer, war es das nachdenkliche Suchen nach irgendwelchen Tröstungen, die ihr selbst hier nicht am Platze erschienen?

„Ich habe mich keinen Augenblick verlezt gefühlt!“ fuhr Balthasar dann schonungslos offen fort, „ich müßte ja blind sein, wenn ich mir nicht vor dem Spiegel längst eingestanden hätten, daß ich tatsächlich diesen fremden Einschlag habe.“

Und nach einer Pause in einem Tone, der seine spöttischen Worte nur bekräftigte: „Ich habe ja gar kein Verlangen, diese Pagedienste bei dem König zu tun, wenn er nach Sevilla kommt! Denn ich hasse alles, was Tradition und Herkommen heißt. Und kein Volk auf der Erde erstarrt mehr in Tradition als die Spanier.“ Er näherte sich ihr, neigte sich etwas zu ihr herab und sagte mit eindringlicher Leidenschaft, während er die Rechte ballte:

„Was gäbe ich darum, könnte ich heraus aus dieser ganzen Atmosphäre ererbten, fatten Reichstums! Gerade

als Sohn des Herzogs von Zamora ein ja eingeeignet in tausend Rücksichten und Herkömmlichkeiten. — Nie ist's mir wohlter, als wenn ich draußen auf unseren Weiden von unermesslichen Ausdehnungen auf meinem Araberhengst daherrausen kann, mit einer langen, eingelegten Lanze hinter den jungen Kampfstieren herjagen, ihren Mut, ihre Feigheit prüfen — o, das ist herrlich! Da draußen kann ich atmen — „er warf den Kopf zurück und ballte nun beide Hände zu Fäusten: „Da kann ich atmen! Aber nicht hier, wo alles erstirbt in den herkömmlichen vorgezeichneten Linien, die vor lauter müder Dekadenz eingehalten werden.“

Sie sprang jetzt auf und legte ihm schnell die Hand auf die Lippen: „Balthasar — wenn dein Vater, wenn deine Eltern dich hörten! Hast du ihnen das alles gestanden?“

„Nein. Denn ich weiß, sie würden mich nicht begreifen. Ich aber fühle etwas Fremdes in mir — tief im Innern, unausrottbar — aber es ist da.“

Sie wurde von seiner fassungslosen Erregtheit mit fortgerissen. „Du solltest einmal aus Spanien heraus, ins Ausland, in ganz andere Verhältnisse. Dich ablenken lassen, neue Eindrücke gewinnen.“

Seine Augen wurden wieder weicher, ihr Verstehen rührte ihn: „Das sagst du, meine Liebe, die du durch deine deutsche Mutter von Kindheit an mit größerem Gesichtsfeld erzogen und als etwas Selbstverständliches mit dem Auslande vertraut gemacht bist. Aber ich? Glaubst du, nein, verstehst du es, daß mein Vater auch in Paris damals einen Palast mitgeerbt hat — und ihn bis zum heutigen Tage noch nicht in Augenschein genommen?“

„Und warum fährst du nicht einmal nach Paris und siehst ihn dir an?“

„Weil man mich nicht liebt. Erstens läßt man mich als bald Militärpflichtiger nicht mehr über die Grenzen Spaniens hinaus. Zweitens behauptet mein Vater, die äußeren Umstände, die damals meinen verstorbenen Oheim zum Ankauf eines Palais in Paris gewogen, hätten sich vollkommen geändert. Ja, wenn es jetzt noch in Paris einen Tuilerienhof gäbe, an dem man wie seinerzeit mein Oheim durch seine Kusine, die schöne Kaiserin Eugenie, — eine gewisse Rolle spielen und rauschende, denkwürdige Feste mitmachen könnte! — Aber er trägt kein Verlangen, der bürgerlichen Republik in Paris eine Reverenz zu machen.“

„Und wer verwaltet dann das Palais während all dieser Jahre?“

„Ein früherer Bekannter und Kamerad meines Vaters von Manila her. Ein Don Tobias, der mit samt den ganzen spanischen Truppen damals von den Philippinen hinausgesetzt wurde, als die Philippinos sich freimachten. Don Tobias hat bald darauf den Dienst quittiert und meidet — ich weiß nicht aus welchen Gründen — den Boden Spaniens. Mein Vater behauptet, das Palais sei in bester Weise verwaltet durch diesen Don Tobias, der seinerzeit meinen Vater hat, in diesem Palast als sein Verwalter wohnen zu dürfen.“

Er stand noch immer vor ihr und sah auf ihr blondes Haar. Mit keinem Menschen hatte er bisher so offen, schonungslos seine Gefühle klarlegend, so voller Vertrauen, gesprochen. Es wurde ihm grenzenlos wohl im Gefühl, bei ihr Verständnis, Diskretion und Mitgefühl zu finden. Was bisher unklar noch in seinem tiefsten Innern geschlummert, drängte sich immer mehr hervor:

„Aber ich sage mir im stillen: ich werde dieses Palais, das nach den Bildern herrlich sein muß, — in einem Garten im Bezirk des Parks Monceau gelegen, — eines Tages dennoch sehen! Ich behalte es im Auge als meinen Zufluchtsort, wenn mir der Boden von Spanien eines Tages unmöglich geworden sein sollte, — durch irgend etwas, das ich heute noch nicht weiß. Durch dieses Fremde, das in mir lebt — und das ich selbst nicht kenne.“

Sie streckte ihm impulsiv die Hand entgegen. Irgend etwas Unbekanntes, Unnennbares umkreiste unsichtbar dieses Haus und bedrohte es in seinem alten Ansehen.

Irgend eine geheimnisvolle fremde Macht schüttelte und rüttelte an diesem Jüngling, dessen Schicksal äußer-

lich so glänzend, dessen Lebensweg so geebnet hätte sein können. Aber er fand dennoch nicht die Ruhe, nicht die innere Überzeugung, diesen vorgezeichneten Weg ohne Hemmungen, ohne Schwierigkeiten zu gehen.

„Mein Lieber, ich verstehe dich. Und verstehe dich doch nicht! Was soll ich hier auf das alles sagen? Was könnte dir helfen? — Ja, wer könnte dir helfen?“

Balthasar neigte sich über ihre Hand. Die Herzlichkeit ihres Tones, die sie nicht oft ihm gegenüber fand, hieß ihn, ihre Hand an seine Lippen zu ziehen, um sie in Dankbarkeit zu küssen. —

Da übermannte ihn sein Gefühl. —

Im nächsten Moment lag er vor Milagro auf den Knien.

„Milagro — du könntest mir helfen! Nur du! Wenn du meine Neigung erwidern könntest —?“

Er hielt ihre Hand in der seinen, als sie sich überrascht aufreckte. „Ich liebe dich! Seit unserer Kindheit. Jetzt als Jüngling ist es mir klar geworden. — Ja, wenn du als Herrin mit in diesen Palast kämest! Vor der Welt neben mich treten würdest.“

Sie sah ihm wortlos in die Augen, nicht an ihre eigenen Gefühle denkend, sondern um aufzufangen, was jetzt elementar aus ihm hervorbrach.

„Du würdest ein Pol in meinem Leben. Durch dich könnte ich von diesem grauenhaften inneren Zwiespalt gefunden, der mich rüttelt.“

Er war ja nicht der erste, der an einem dunklen Leiden litt und seine Heilung, sein Glück, seine Ruhe in der Liebe einer Frau suchte. Der mit einer erschütternden Leidenschaftlichkeit nach ihr rief.

Denn alle Glut der Tropensonne, unter der seine Mutter von Kindheit an geatmet, schien in ihm eingefangen zu sein. Diese Glut vereinigte sich wiederum auf sein Ziel: auf die Liebe zu Milagro.

„Ich würde an mich selbst glauben lernen, Milagro. An einen Daseinszweck. Eine Verbindung mit dir würde mich endlich verankern können. Ich fühle mich wie ein Blatt im Winde! Ohne ein inneres Verhältnis zu meiner Umgebung.“

Jetzt zog ihre Hand ihn sanft empor: „Balthasar, — du könntest dir keine edleren, vornehmeren Eltern wünschen!“

„Gewiß! Und doch habe ich bis heute kein Verhältnis zu ihnen gefunden. Sie lieben mich. Ohne Zweifel! Und doch lese ich immer wieder ein trauriges, stummes Fragen in den Augen meiner Mutter, warum ich so wenig ihre Schönheit, — warum ich so wenig meinem Vater in seiner Distinguirtheit gleiche. Zu dir aber habe ich stets Vertrauen. Zu keiner Menschenseele habe ich bis jetzt so gesprochen wie heute zu dir.“

„Das danke ich dir, mein Lieber. Ich will deines Vertrauens würdig sein.“

Aber kein Bertrösten, Milagro! Kein Mitleid! Ich weiß, es ist Vermessenheit, wenn ich hoffe, du könntest mir schon heute eine Zusage geben. — Ich bin oft ingrimmig empört über meine Zuneigung zu dir, weil ich mich nicht von ihr losreißen kann. Oft habe ich mich selbst ob dieser Annäherung verspottet. — Aber — wenn ich dich immer mit all den andern Töchtern der vornehmen Kreise verglich, — dann reichste keine an dich heran. Gerade dein weiter Gesichtskreis, deine umfassende Bildung, die du von deiner deutschen Mutter von Anfang an empfangen hast und die dich von Kindheit an oft über die Grenzen von Spanien hinausführte —

Er brach ab, neigte den Kopf zurück und horchte hinaus. Stimmen klangen jetzt unten im Vestibül und schienen die breite Steintreppe langsam heraufzukommen.

Milagro war es wie eine augenblickliche Befreiung. Sie kämpfte einen harten Kampf. Ihn erhören, ihr Jawort ins Bereich der Möglichkeit rücken? Ihm, wenn auch nur vage Hoffnungen machen, um ihn zu beruhigen?

Das war ausgeschlossen. Denn wenn ihr Bild Balthasar als unverrückbar vor Augen stand, so wußte sie seit dieser Stunde deutlicher denn je, daß Miguel der Mann ihrer einzigen Liebe war und bleiben würde! —

(Fortsetzung folgt.)

## Der Stützprung aus dem Fenster.

Eine Achermittwochsgeſchichte  
von Dr. Eugenie Schwarzwald.

Sie tranken in der ſchönen Ecke am Kamin in aller Behaglichkeit Tee. Zuerſt hatten ſie ein ſehr eifriges Geſpräch über Amerika geführt, von wo er gerade herkam. Dann waren ſie verſtummt und ſchwiegen lange. Da ſie wirklich Freunde waren, konnten ſie ſich das erlauben, ohne daß die Feindseligkeit der Stille eintrat.

„Ich bewundere Sie“, ſagte er plötzlich. „Vor allem Ihre Geduld. Da haben Sie geſtern zwei Stunden lang die entſchiedenſte Ausſtellung von weiblichen Handarbeiten, die ich jemals geſehen habe, genau beſichtigt, nur um am Schluß eine vernichtende Kritik zu üben, die ich allerdings von meinem Standpunkte aus noch ſehr ſanft fand. Und vorige Woche erſt! Ich bin beinahe verzweifelt, als der junge Wandervogel Ihnen keine öden Einakter vorlas. Sie aber waren nachher noch zu einer — allerdings nicht ſehr liebenswürdigen — Analyſe bereit. Man muß in Ihrer Nähe viel leiden. Ihnen aber ſcheint das alles gar nichts zu machen. Sagen Sie mal, iſt das nun Stumpfheit oder Güte?“

„Keines von beiden. Nur ein Irrtum von Ihnen. Sie glauben nämlich, daß es meine Zeit iſt, die ich hergebe, in Wirklichkeit verbringe ich die Zeit der Leute, denen ich zuhöre.“

„Ach was, das iſt nur einer von Ihren Trübs!“

„Durchaus nicht. Wenn auch Sie einmal ausnahmsweiſe Geduld haben wollen, ſo kann ich Ihnen die Sache erklären. Ihre Entſetzung reicht bis in meine erſte Jugend zurück. Ich war ein ſehr lebensluftiges, heftiges und ungeduldiges Kind. Nicht geneigt, etwas zu verſtehen, was anders war als ich. Alles, was die Menſchen ſagten, taten und dachteten, nahm ich erſt. Ich ſahe mich noch heute vor einem großen Topf voll Kaffee, den ich trinken ſoll. Aber ich tu es nicht, laſſe vielmehr meine Tränen hineinfließen, weil in dem Hoffmann-Büchel, das ich gerade leſe, zwei Brüder im Zorn voneinander ſcheiden. Ich begriff nicht, daß ſich Leute freiwillig und noch dazu mit ſo pathetiſchen Worten trennten. Denn ich konnte mich von nichts trennen. Weder von der alten Kinderfrau, noch von den vertragenen Kleidchen.“

Mit fünfzehn Jahren hatte meine Lebensangſt und Ungebuld den Höhepunkt erreicht. Und wenige Jahre ſpäter war mein beſcheidener Vorrat an Geduld — der doch für ein ganzes Leben zu erreichen beſtimmt geweſen war — zur Gänze aufgebraucht. Nicht etwa, daß mir etwas beſonders Schlimmes paſſiert wäre. Aber ich hatte eben ein unerhörtes Bedürfnis nach Glück, kein Talent zum Unglück und noch weniger Luſt, mich mit dem Leben abzufinden. Ich war einfach im Verlaufe der Begebenheiten dahintergekommen, daß die Menſchen das Meißte aus egoiſtiſchen Gründen tun; daß der ewige Friede eine Utopie iſt; daß es ſchreckliche Krankheiten gibt, gegen die weder die Medizin, noch die Geſellſchaftsordnung Mittel kennen, und daß das Genie gerade deshalb, weil es ein Genie iſt, der Verfolgung zum Opfer fallen muß. Es ergriff mich eine ungeheure Unluſt, in dieſer Geſellſchaft, die mir nicht gefiel und die ich nicht beſſern konnte, zu verbleiben. Vielleicht ſpielten auch ein paar kleine eigene Erlebnisse mit, die auf dem Mißverständnis beruhende Intreue eines Freundes, auf den ich Berge gebaut hatte, eine total mißglückte Seminararbeit, ein begeiſterter Brief, auf den keine Antwort gekommen war.

Das alles verdichtete ſich nun am Achermittwoch meines zwanzigſten Lebensjahres zu einem Entſchluß. Die Nacht vorher war ich auf einem jener Feſte geweſen, die die Menſchen augenſcheinlich dazu geſchaffen haben, um ſich die Reiſe des Alltags deutlicher zu machen. An ſich war der Ball ſo traurig geweſen wie ein Leichenbegängnis dritter Klaſſe. Außerdem aber war mir perſönlich alles ſchief gegangen. Das Kleid hatte ich mit Stecknadeln enger machen müſſen, da die kleine Schneiderin trotz dreier Anproben die Sache falſch genäht hatte. Der junge Menſch, den ich — vielleicht — hätte lieben können, wenigſtens hatte ich große Luſt dazu, ihn liebenswert zu finden, war überhaupt nicht erſchienen. Dagegen war ein anderer, den ich nicht liebte, nicht von meiner Seite gewichen, ſo daß ſich kein Menſch ſonſt in meine Nähe traute. Am Abend des Achermittwochs nun hatte ich, ohne einen Tropfen Alkohol getrunken zu haben, einen ſchweren Kakenjammer. Einen Lebenskakenjammer. Mit einem Male wußte ich, was ich zu tun hatte: in dieſer Nacht mußte ich ein Ende machen. Aber wie? Gift beſchaffen? Unmöglich! Es war ſpät abends. Ins Waſſer gehen? Im Februar? Noch unmöglich. Aberdies konnte ich ſchwimmen. Nichts blieb übrig als der Sprung aus dem Fenſter. Ich wohnte im vierten Stock bei fremden Leuten. Erſt morgens früh würde man meine Leiche im Hofraum finden. Das ging.

Ohne Heroismus, wie man einen Schrant aufmacht, öffnete ich das Fenſter und maß mit den Augen den Raum. Ich hatte keine Furcht. Ich tat mir nicht leid. Ich fühlte nichts als eine ungeheure Müdigkeit. Ich war ganz leer, nur der tröſtliche Gedanke hatte in mir Raum: jezt noch einen Stützprung und dann hatte ich nie wieder etwas zu tun.

In dieſe Betrachtungen verſunken, hatte ich nicht bemerkt, daß in meinem Zimmer, deſſen Tür unverſchloſſen war, etwas vorging. Ein leiſer Wehlaut ließ mich umblicken. Da ſtand in der Mitte des Raumes das vierjährige Töchterchen meiner Hausfrau. Es weinte erbittert: „Mutti hat mich vergeſſen“. Das Kind war erwacht und hatte die leeren Betten der Eltern erblickt, die irgendwo beim Heringsſchmaus ſich verſäumt hatten.

„Kommt, Chriſtel!“ Ich war ſo froh, daß das Kind weinte. Da brauchte ich nicht zu weinen. Ich umhüllte es mit meiner ſonſt ſehr geſchonten gelben Seidendecke. Mit glühendem Eifer holte ich die Marzipanſchachtel herbei, meine Damenſpende von geſtern abend. Ich erſand Liebesworte, wie ſie noch nie über meine Lippen gekommen waren. Chriſtel lächelte glücklich. Eine Stunde ſpäter, als ihre Eltern kamen, ſchlieſ ſie ſo ſtark und echt, als ſie zuvor geweint hatte.

Wie Sie bemerkt haben werden, lieber Freund, habe ich also damals keinen Selbſtmord begangen. Ja, noch mehr: ich glaube, ich wäre wohl auch ohne das Dazwiſchentreten der kleinen Chriſtel am Leben geblieben. Man bleibt merkwürdig leicht am Leben. Aber meine Abſicht war ſo gut fundiert geweſen, daß ich in dieſer Nacht, als ich allein war, das Gefühl hatte, als wäre ich doch irgendwie ausgelöſcht. Der Selbſtmord war begangen. Und dabei war mir ſchlecht zumute. Denn ich wußte plötzlich: niemand darf einen Selbſtmord begehen. Wer nicht mehr leben mag, hat erſt recht weiter zu leben. Er iſt dann nämlich eine Rieſentaſte. Beinahe kann er die Welt erlöſen. Nicht Eitelkeit, nicht Eiferſucht, noch Habgier können ihn überkommen. Er iſt unſiegbar, unüberwindlich. Er darf Gewagtes wagen. Er darf die Wahrheit ſprechen. Er darf verſchweigen. Er darf ſich ſogar lächerlich machen. Denn was immer er tun mag, Schlimmeres als die Todesſtrafe kann niemand über ihn verhängen. Die aber hat er ſchon hinter ſich. Denn wer den Tod bis zu Ende gedacht hat, hat das Leben überwunden.

In jener Achermittwochsnacht — ach, wenn man doch ein Dichter wäre und ſolch eine Nacht beſchreiben könnte — habe ich einen Vorſatz gefaßt: da mein eigenes Kapitel an Geduld zu Ende war, nunmehr alle noch kommende Zeit meines Lebens auf andere zu verwenden. Und das habe ich bis heute gehalten. Wenn Sie ſind, daß ich an die Menſchen zu viel Geduld vergebe, ſo müſſen Sie bedenken, es iſt nicht die meine.“

Sie ſchenkte ihm friſchen Tee ein. „Ich bewundere Sie nicht“, ſagte er. „Ich beneide Sie. Der Stützprung aus dem Fenſter hat ſich gelohnt.“

## Der Bordhund.

Skizze von Helene Kaminſki-Adnigsberg.

Matroſen ſtanden vor der kleinen Seemannſchenke und trommelten mit den Häuften gegen die verſchloſſene Tür. „Mach auf, Vater Holber, wir wollen noch einen Trunk haben — mach auf, Käpten!“ Heut war mal wieder der Tag, an dem Vater Holber Tür und Fenſter verſchloſſen hielt, wie in jedem Jahr einmal, keinen einließ, keine Antwort gab, wer da auch pochen und ruſen mochte. „Ich will auch mal einen Tag Ruhe haben und keine Blawaden ſehen“, gab er zur Antwort, wenn man ihn fragte. Aber ſie glaubten ihm nicht, denn Vater Holber liebte ſeine Matroſen wie Kinder; und wer da Rat brauchte, fand ihn bei Vater Holber, und wer Hilfe brauchte, fand ſie auch bei Vater Holber. Nur eben dieſen einen Tag im Jahr verſchloß er ſich ihren Freuden und Klagen. „O, Vater Holber“, rief einer laut gegen die Tür, „biſt nun bald an die ſiebzig und haſt viel vergeſſen, was dir im Leben geſchah, vergiß auch, was dir an dieſem Tag geſchehen iſt, was Gutes wird's ja nicht geweſen ſein, red's dir von der Leber, Vater Holber. Wir geben auf lange Fahrt und wollen noch einen Abſchiedstrunk in der Heimat nehmen, mach auf!“

Da wurde der Riegel zurückgeſchoben, und Vater Holber ſtand in der Tür. Die Matroſen drängten lachend an ihm vorbei. Den, der geſprochen hatte, hielt er an der Jade feſt. „Recht haſt du, Junge, mein alter Kopf hat ſchon ſo viel vergeſſen, da ſoll auch das Bitterſte mit dieſer Stunde vergeſſen ſein; es tut nicht gut, über ſchwere Stunden nachzuſinnen. Kommt, Jungens, trinkt und eßt, heut ſeid Ihr Vater Holders Gäſte.“

Da ſaßen ſie nun um den runden Tiſch, und Vater Holber tiſchte auf, was ſeine kleine Schenke nur hergeben wollte. Als alle ſatt waren und die Groggläſer dampften, zogen ſie den Alten in ihre Mitte. „Nun vertell, Vater Holber! Man ſoll nichts halb tun.“

„Ja, Jungens, heute iſt es geweſen vor manchem Jahr und hat mir am Herzen geſtreſſen Tag um Tag. Denn wer wie

Ich nicht Weiß und Kind hat, nicht Schwester und Bruder, der verliert viel, wenn er den einzigen Freund verliert. Hier, von diesem will ich euch erzählen." Er zeigte ein Bild reihum, auf dem ein weißer Strohflug in die Welt sah. „Von diesem Hund will ich erzählen, der mein Freund war, und von meinem Freund, der ein Hund war — ein Hundsfott, Jungens!" Die Häute des Alten ballten sich. „Ja, der Bitter Buttenschön kamnte aus dem Hamburgischen und war mein Freund. Wir haben alle Meere zusammen befahren, und der Feuerbaas hatte seine liebe Not mit uns. Wir wollten nur auf dem gleichen Schiff anheuern, und wenn's schon nicht ging, auf Schiffen, die den gleichen Hafen anliefen. Wir haben zusammengehalten in Freud und Leid. Aber man bleibt nicht immer jung, die Knochen wurden morsch, und da zog es mich mit Allgewalt zur Heimat — der Bitter fuhr weiter auf See. Ich hatte genug beisammen, um auf einen guten Kahn die Anzahlung zu leisten. Auf Land wollte es mir nicht behagen, und wenn ich als Binnenschiffer gewissermaßen auch nur auf Tümpeln herumfuhr, es war doch wenigstens Wasser. Zu einem Binnenschiffer aber gehört ein Skipperle. Ihr Meerfahrer wißt nicht, was das ist, ich habe es damals auch nicht gewußt. Skipperle nannte man den Bordhund, den jeder Binnenschiffer auf seinem Kahn hat. Klug und treu ist ein Skipperle — ich hab's erfahren. Der Schiffer kann ruhig mal druseln — der Bordhund wacht und gibt Laut, wenn sich was Ungewöhnliches zeigt. Mein Skipperle war ein weißer Strohflug und hieß „Piff".

Nun stand da eines Tages wie vom Himmel gefallen der Bitter Buttenschön vor mir. Statioß sah er nicht gerade aus, abgerissen und elend. Aber es kann nicht jeder Glück haben in der Welt. Ich war bloß glücklich, daß ich ihn wieder hatte, und daß Leben belam für mich wieder einen rechten Sinn. Er wurde mein Bootsmann, und als wir so ein Jahr in Frieden und Freundschaft zusammen gefahren waren, sagte ich zu ihm: Bitter, du bist allein, ich bin allein — was soll werden, wenn einer von uns zur letzten Fahrt abmüßert? Ich meine, was soll aus dem Kram werden, den wir hier zurücklassen müssen? Ich schlage vor, du bist mein Erbe, ich bin dein Erbe. Er schlug ein.

Es wurde viel gebaut hier in der Gegend, und wir hatten gute Lohnfrachten, Ziegel, Holz und Mörtel. Es war an diesem Tag vor manchem Jahr. Ich wollte erst im Morgengrauen übers Hoff. Der Bitter aber drängte auf die Fahrt am Abend. Ich ließ mich überreden, und wir warfen los. Das Wetter war unsichtig. Der Nebel kam mit Gewalt auf, und wir verbiesterten ganz und gar und mußten fürchten aufzuwachen, denn auf dem Hoff ist es nicht wie auf dem Meer, wo ein paar Striche rechts oder links nichts ausmachen."

Vater Holber atmete schwer. „Holt neuen Grog, Jungens! Es wird mir doch schwer, den Bitter so anzulagen. Aber er ist lange tot, von den Grenzern beim Paschen abgetan, und kann keinen Schaden mehr davon haben. — Ich stehe also und neige mich über die niedrige Kelling, um Sicht zu gewinnen, da packt mich der Bitter in den Kragen und gibt mir einen richtigen Stoß vorwärts. Ich will noch gerade rufen: „Mensch, bist du des Teufels, beinahe wäre ich tosfüber zu Wasser gegangen!" — da bekomme ich einen zweiten Stoß und liege im Wasser. Das war gewiß kalt, aber was mir da übers Herz kroch, war kälter. Ich habe nicht gerufen — ich habe die Häute geballt und gefleht: Himmel, laß dem Hundsfott das schändliche Werk nicht gelingen! Die Dichter waren gelöscht. Von meinem Kahn sah ich kaum mehr etwas. Da fuhr es wie ein weißer Streifen auf mich zu — der Skipperle, mein Skipperle war über Bord gegangen und suchte mich. Ich fuhr ihm mit der Hand über das nasse Fell. Ja, Skipperle, wir haben dem nassen Tod manchmal ins Auge gesehen — auch das Hoff kann tödlich werden und hochgehen. Nun ist es eben soweit ... Da war der Hund verschwunden! Ich weiß nicht, wie lange das so gedauert hat, da war es mir, als wenn ich aus langen Schlaf erwachte. Ich hörte den Skipperle bellern, jaulen, kläffen, die Stimme überhüllte sich. „Land — Land!" durchzuckte es mich. Ich hielt auf das Kläffen zu. Nach kaum zwanzig Metern spürte ich Schill. Ich lag ausgevumpft an Land. Der Skipperle umklaffte mich, legte mir Gesicht und Hände, biß mir in die Jade vor unnäßiger Freude. Da habe ich das Tier in die Arme genommen, und wir haben uns guten Tag gesagt im neugewonnenen Leben. Naß war ich ja, was machte es, wenn ein paar Tränen noch dazu kamen!"

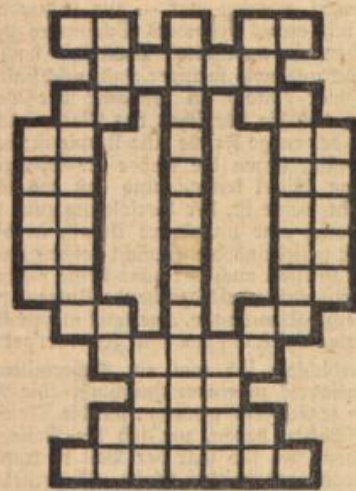
Vater Holber schwieg. Die Matrosen ließen das Bild von neuem kreisen und sahen „Piff" in die klugen Hundeaugen. „Proß, Skipperle!" sagten sie mit gepreßten Stimmen. — „Ja", fuhr Vater Holber fort, „den Kahn haben wir am nächsten Tag geborgen, dicht am Ufer ausgerannt. Geld und Wertachen waren verschwunden, der Handlahn auch. Die Grenze ist hier naß. Ich habe Bitter nicht gesucht, mag der Himmel mit ihm abrechnen!"

So schloß Vater Holber und reichte den Matrosen reihum die Hand: „Proß, Jungens, und auf die Fahrt gebe ich euch den Spruch meiner Heimat „Gut Glück, hin und zurück". Und vergeßt mit Vater Holber nicht!"

## Welt u. Wissen

Der „Circus Maximus" wird ausgegraben. Senator Corrado Ricci, der mit der Ausgrabung des Tempels der Venus Genetrix in Rom betraut ist, teilte in einem Vortrag mit, daß Mussolini der Ausgrabung des „Circus Maximus" zugestimmt habe, von dem bisher nur die östliche Ecke freigelegt worden ist. Mit der Arbeit will man sofort beginnen, nachdem die gegenwärtigen Ausgrabungen des Tempels der Venus abgeschlossen sind. Der „Circus Maximus" war der früheste und gleichzeitig größte Zirkus des kaiserlichen Rom, der Schauplatz der ersten Spiele, von denen wir wissen, sowie der Pferderennen, bei denen der Raub der Sabinerinnen erfolgte. Der „Circus Maximus", der in einem Tal zwischen dem Palatin und Aventin liegt, mißt 640:160 Meter. Er wurde von einem bedeckten Fluß durchquert, der etwa 100 Meter weiter in den Tiber mündete. Im Jahre 31 v. Chr. wurde der größte Teil der hölzernen Sitzplätze und des Oberbaus durch Feuer vernichtet, aber der Zirkus wurde von Cäsar und Augustus wieder aufgebaut, die auch eine besondere Loge für die kaiserliche Familie einfügten. Der Zirkus war von einem Bogengang von Läden und Geschäften umschloffen. Das große Feuer unter Neros Regierung vernichtete aufs neue die Nordseite des Zirkus, aber er wurde wieder aufgebaut, und Nero durchzog den wiedererstandenen Zirkus im Jahr 68 in feierlichem Triumph. Nach einer frühen Schätzung soll der Zirkus 200 000 Zuschauern Unterkunft gewährt haben. Zur Zeit der Republik fanden dort die Kämpfe zwischen Gladiatoren und wilden Tieren statt, ein Schauspiel, dessen Anziehungskraft stets groß genug war, um den Zirkus mit Zuschauern zu füllen, die mit gespannter Aufmerksamkeit dem Verlauf der aufregenden Spiele folgten. Nach der Errichtung des Kolosseums diente der „Circus Maximus" zirkensischen Spielen, deren letztes im Jahre 550 abgehalten wurde. Im selben Jahrhundert begann auch der allmähliche Verfall des Zirkus und seiner Spiele.

### Eyra-Rätsel.



Werden die Buchstaben: a—a—a—a—a—a—a—  
a—a—a—a—b—c—c—c—d—d—d—e—e—  
e—e—e—e—f—f—g—h—h—h—i—i—i—  
i—i—k—l—l—l—l—n—n—n—n—n—n—  
n—o—r—r—r—r—r—r—r—s—s—s—s—  
t—t—t—w richtig in die Figur eingesetzt, so haben die Waagerechten folgende Bedeutung: 1. Altes Saiteninstrument. 2. Rheinpreussische Stadt. 3. Meeresfisch. 4. Haustier. 5. Päpstliche Krone. 6. Keltischer Sänger und Dichter. 7. Stoffart. 8. Möbelstück. 9. Kletterpflanze. 10. Stadt Niederschleßens. 11. Alpenfluß. 12. Himmelskörper. 13. Möbelstück. Bei richtiger Lösung ergibt die mittlere Senkrechte einen deutschen Opernkomponisten †.

Auflösung der tanzenen Wörter in Nr. 53: 1. Post. 2. Oslo. 3. Paß. 4. Elba. 5. Kiel. 6. Arno. 7. Star. 8. Laß. 9. Blei. 10. Esel. 11. Faß. 12. Nase. 13. Alba. 14. Eger. 15. Sieg. 16. Seil. 17. Bode. 18. Elbe. 19. Etel. 20. Imme. 21. Darm. 22. Rega. 23. Amor. 24. Baum. 25. Erna. 26. Raps. 27. Gera. 28. Rose. 29. Otto. 30. Udet.